

Die Marchesa.

Novellette von Hugo Klein. (Nachdruck verboten.)

Das Meer war stürmisch, und da mein Urlaub zu Ende ging, entschloß ich mich, die Fahrt von Venedig nach Triest auf der Eisenbahn zu machen. Ich war Anfangs allein im Coupé. Erst in Treviso besaß eine Dame mit ihrem Kammermädchen meine Abtheilung. Es war eine Frau von beinahe fünfzig bis zwiendreißig Jahren, sehr anmuthig und zierlich, mit ansehnlich feinen, durchgeführten Gesichtszügen. Wie alle Frauen führten auch die neuen Anstimmungen nebst einem Handtuch noch eine Menge Schachteln und Pakete mit sich, bei deren Einpackung ich dienstbereit ausdauerte, nachdem sie ihrer Zwei damit schon fertig wurden. Dann lehnte ich mich in meine Ecke zurück und begann den englischen Roman zu lesen, den ich im Bahnhof von Venedig gekauft hatte. Nach den ersten Seiten klappte ich aber das Buch zu und legte es gelangweilt fort.

Die Dame begann zum Danke für meine Hülfleistung ein Gespräch.

„Es scheint, daß Ihre Lectüre nicht sehr unterhaltend ist, mein Herr,“ sagte sie lächelnd.

„Sie haben es erachtet, gnädige Frau. In dem ersten Kapitel dieses Romans wird der Umgang der neuen Gouvernante in einem englischen Schlosse geschildert. Sie müssen zugeben, daß sich alles Andere leicht vorlesen läßt, ohne daß man weiter lesen müßte. Die Erzählerin ist ein Ausbund von Schönheit und Tugend. Der junge Lord verheißt sich fierlich in sie und führt sie nach mannigfachen Hindernissen auch glücklich zum Altare.“

„Das ist nicht so ausgemacht,“ sagte mein Gegenüber leise.

„Wenigstens müßte es so sein,“ erwiderte ich, „wenn der Roman wirkliches Leben malen würde. Denn die geschilderte Laufbahn ist die der meisten Gouvernanten, wie ich es oft beobachtet habe. Erzählerinnen, Musiklehrerinnen, Gesellschaftsfräulein — die haben Alle etwas Gefährliches an sich, was ich mir übrigens sehr wohl zu erklären weiß. Das Weib ist von Natur aus ein auf Fülle angelegenes Geschöpf, und wenn es sich sein Brod selbst verdienen muß, ist es ein rührendes Wesen. Die Armut ist so paradox eslingen mag — verleiht dem Weibe einen Reiz mehr. Darum haben auch die Mädchen in den erwhnten Stellungen leichteres Spiel. Sie sind leichter zugänglich, als andere Mädchen, und ihre Armut ist ihr Schutz; — welcher Mann von Charakter würde sich an ihnen vergehen? Sobald ein Fräulein dieser Art ein Haus betritt, ersonnen alle ledigen Leute in seinem Umkreise in Gefahr. Und es hängt dann nur von dem Mädchen ab, den vertriehtesten Hofmarck dazu zu bringen, wo ihr die Schöne haben will.“

„Es wäre schön, wenn es so wäre,“ sagte meine Reisegefährtin nachdenklich, „es ist aber nicht immer so, mein Herr. Und die größte Gefahr besteht meiner Ansicht nach für diese jungen Mädchen, welche in Wahrheit wehrlos sind und dann durch die genannten jungen Herren oft ihr Brod, ihre Ehre, ja, ihr Leben verlieren.“

„Aber, meine Gnadige!“

„Sie glauben, ich nehme die Sache zu tragisch? Nun, so geflatten Sie, daß ich Ihnen die Geschichte . . . einer meiner Freundinnen erzähle.“

„Da bin ich begierig!“

„Meine Freundin ist heute eine vornehme Dame, gehörte aber ursprünglich zu jener Species weiblicher Wesen, von welcher wir gesprochen haben. Sie war Gesellschaftsfräulein — bei einer verwitweten Gräfin . . . Sozzini in Venedig, wenn ich nicht irre, ich kann insofern nicht bestimmt behaupten, daß der Name richtig ist. Das thut jedoch nichts zur Sache. In das Haus kam häufig ein vornehmer junger Herr, den wir Filippo nennen wollen, und welcher der schönen Gräfin seine Huldigungen darbrachte. Und nun trat etwas ein, was in Ihrem Schema, Signor, nicht steht: die Gesellschaftsfräulein verliebte sich nämlich fierlich in Herrn Filippo. Fierlich verliebte sich auch Filippo in sie, aber unsere Heldin hatte keine Ahnung davon. Sie war nicht besonders schön, nicht besonders geistreich und arm — sie hätte nie auf die Vermuthung kommen können, daß sie Signor Filippo gerade wegen ihres schlichten, einfachen, beschreibenden Wesens lieb gewonnen hätte. Sie dachte ganz im Gegentheil, der junge Mann liebe die schöne Wittive und wolle sie heiraten — die neidischen Gespräche, welche die Weiden führten, konnten sie allerdings in diesem Glauben bestärken. Das arme Geschöpf war genöthigt summe Zuhörerin dieser Dialoge und litt unfähig unter ihnen. Wenn man sie aber unter irgend einem Vorwande entfernte, litt sie noch mehr — da zwickte und zwackte sie die Eifersucht, wie mit feurigen Jagen. Diese seelischen Qualen wurden aber mit der Zeit geradezu unerträglich, und die verliebte Kleine wurde wirklich lebensüberdrüssig.

Eines Tages war wieder Signor Filippo zu Besuch in der Villa, die sich auf dem Lido befand. Die Gräfin

erluchte die Gesellschaftsfräulein, ihr das Arbeitsbüchgen zu holen, welches sie im Garten vergeßten hatte. Das war genug, um das gequälte Herz zur Verzweiflung zu treiben. Die Vermie beschloß nun, ihrem Dasein ein Ende zu machen. Ist das nicht traurig, mein Herr?“

„In der That. . . Und was geschah weiter?“

„Von dem Gedanken beherzigt, ihr Leben zu enden, begab sie sich nicht in den Garten, um den Auftrag der Gräfin auszuführen, sondern verließ die Villa und ging ziellos die Straße entlang.“

So kam sie an das Meer. Sie betrachtete gedankenlos die weißen, zierlichen Muscheln, die mit dem Schauen der Wellen an den Strand gespült wurden. Ihr Herz wollte nicht zur Ruhe kommen; doch nie sollte jener Mann ahnen, daß er es war, vor dem sie aus der Welt entflohen. . . Sie hätte sich gekümmert, ihre Neigung zu vertragen. . . Möchte er glücklich sein mit dem Weibe, das er sich erkoren, sie wollte es nicht sehen. Umweir der Stelle, wo sie stand, lag das Badestabstiment. Die Musik im Konversationsloale klang in gedehnten Tönen herüber, auf der Terrasse bestand sich zahlreich Gesellschaft, man unterschied genau die großen Farben der Schirme, mit welchen sich die Damen vor den abendlichen Sonnenstrahlen schützten. . . Wer konnte sie zurückhalten, wenn sie etwas weiter in das Meer hinein schwimmen wollte, als es von der Vorstadt geboten war?“

Man hörte in den Seebädern häufig von Unglücksfällen.

Sie schwamm hinaus in's Meer. Sie legte sich auf den Rücken und ließ sich von den Wellen tragen. Dem sonntags Tage folgte ein untreudlicher Abend, der Himmel war umwölkt, die Sonne ging mit trübem Scheine hinter einem dichten Nebelschleier unter. Der Wind strich scharf und kühl über die Meereshöhe und jagte schwarze, zerstückte Wolken vor sich her. Manchmal fiel der Schwimmer ein schwerer Regentropfen auf die heiße Stirn. Die trübe, herbstliche Scenerie entsprach der Seelenstimmung unruher Heldin, sie freute sich über das heranziehende Unwetter und empfand keine Kälte, im Gegentheil, ihre Wangen glühten. Langsam löste sich alle Bitterkeit von ihrem Herzen, je weiter die Arme in das Meer hinausgetragen wurde, und als das Meer nur noch wie eine dünne, dunkle Linie vor ihrem Auge erschien, lächelte sie unter Thränen. . . Ach, wie wohligh und warm lag es sich in die Unklarheit hinüber schwimmen! Wie Wenige wußten das von den Millionen, die schwer am Leben tragen und doch den Tod fürchten. Sie hätte es Allen sagen mögen, die kleine Närrin, hätte Mann mit dem Finger den Weg zur Erlösung zeigen wollen. Aber mußte ihn nicht Jeder selbst finden wie sie? Wieder lächelte sie. . . Was es keine Freude, den letzten Krampf in der Hand behalten zu können? . . . Es wurde immer dunkler und schlepplicher, ganz dunkel. In der Ferne flammten Lichter auf und blitzten zu ihr herüber — das war der letzte Gruß, den ihr die Welt entsandte. Dort, wohin sie floh, lag das Dunkel. . .

Die Regentropfen fielen immer dichter, und der Sturm peitschte die Wellen immer höher. Seit einer Stunde wohl sah sie keinen Lichtstrahl mehr — warum? Gingen die Wellen zu hoch? Trübten die Wellen in anderer Richtung fort, so daß ihr Auge nicht mehr auf die Küste gerichtet war? Es war wohl möglich, sie wandte aber nicht einmal den Kopf um, sich davon zu überzeugen. Was kümmerte sie noch die Welt?

Es währte ihr nur zu lange, bis die Erschöpfung kam. Sie fühlte sich nach kaum ermüdet. Da schien es ihr, als stammte in ihrer Nähe ein Lichtstrahl auf — woher mochte der kommen? War sie einem Schiffe nahe gekommen? Oder gar der Küste? Der Lichtstrahl verschwand wieder. Befah sie nicht die Kraft, die Bein abzuführen, die Erklärung zu beschleunigen? Es währte so lange. . . Sie erzählte mir alles das später genau, theilte mir alle ihre Gedanken mit, schilderte mir ihre Umgebild. . . und wie sie dann die Augen schloß, um in ihr vergangenes Leben zurückzublicken. Es enthielt nichts, werth der Erinnerung. . . In ihrem Ohre klang die Weile nach, welche die Musikfapelle auf dem Lido gespielt, das schöne Lied von Sorrento: „Addio! Addio!“ Das war der Hauch, in dem es ausklang, und das war das richtige Wort zu dem letzten Bilde.

Wie piff der Wind, wie heulte der Sturm! Manchmal schlugen die Wellen über ihrem Haupte zusammen, um sie im nächsten Augenblicke wieder emporzuheben. Sie spielte mit ihr, wie mit einem steinernen Waad. . .

Endlich fühlte sie, wie der Arm, mit dem sie sich emporarbeiten wollte, erstarbte. . . Es ging zu Ende — der Gedanke schoß ihr durch's Hirn — und plötzlich ergriff ein Wogen ihr Herz. Zurück, empor — und es war zu spät, der Arm schien wie gelähmt. . . Sie fühlte, wie sie niederank. Sie hörte ein seltsames Säusen und Brausen — war es das Grollen der Wogen in der Tiefe, ein Nachklang des pfeifenden Sturmwindes in der Höhe? . . . Nun hörte und fühlte sie gar nichts mehr, sie hatte das Bewußtsein verloren.

Als sie wieder zur Besinnung kam, lag sie, in warme Decken gehüllt, in ihrem Bette. Eine Lampe brannte auf

dem Tische und in der Nähe derselben stand ein fremder Mann von hoher Gestalt. Neben ihrem Bette lag Signor Filippo auf den Knien und benetzte ihre Hand mit seinen Thränen. . .

Sie konnte ihm die Hand nicht entziehen, wie sie wollte, sie war zu schwach dazu. Die schöne Gräfin beugte sich lächelnd über sie.

„Sie schlägt die Augen auf,“ sagte sie. „Sehen Sie, Signor, wie schön sie ist mit den blauen Wangen und dem feuchten Haar, das ihr in die Stirn fällt. . .“

„Auhg, ruhig,“ sagte der fremde Herr. „Die Kranke bedarf heute absoluter Ruhe. Kommen Sie, Signor, wir wollen sie jetzt verlassen, ich bürgte für Alles, wenn man sie in Ruhe läßt. Nicht reden, Frau Gräfin, nicht reden, dafür gestatte ich Ihnen morgen eine doppelte Jungeneubung. . .“

Die Gräfin lachte, und die Herren entfernten sich. Die arme Verunglückte fühlte so entsetzlichen Kopfschmerz, daß sie unfähig war, ein Wort zu reden oder ein Glied zu rühren. Wie im Traume sah sie, daß die Gräfin in ihrem Zimmergen hin- und herging und leise mit der Kammerfrau sprach. Manchmal trat sie an das Bett der Kranken und flüchte ihr einige Tropfen einer Flüssigkeit ein, die sie wunderbar erfrischte. Dann schlummerte sie ein.

Als sie erwachte, schien die Sonne hell in's Gemach, und unsere Heldin fühlte sich wie neubelebt, nicht wie auch der Kopf noch immer schmerzte, so daß sie ihn nicht vom Kissen erheben konnte. Die Gräfin trat an ihr Bett und streichelte ihr liebreich die Wangen.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte sie.

„Besser,“ erwiderte die Kranke.

„Himmel, wie habe Sie uns erschreckt!“ sagte die Gräfin. „Welche Unvorsichtigkeit, so weit in's Meer hinauszuschwimmen, wenn ein Sturm im Anzuge ist! Und der arme Signor! Er suchte Sie überall, bis er im Badeestablishment erfuhr, daß man Sie vermisse. Er bot tausend Dukaten, wenn man sie hell heimbrächte, der Sturm ging aber so hoch, daß sich Niemand ins Meer hinauswagte. In Verzweiflung lief er am Ufer hin und her, bis die Nachricht kam, daß die Flutten bei den Fischerhütten eine verunglückte Schwimmerin an's Land geworfen hätten. Wir führten mit dem Arzte hin, Signor Filippo hieb auf die Herde ein, daß der Wagen wie ein Pfeil dahinschoß — ein wahres Wunder, daß er nicht umwarf! Der Arzt erklärte sofort, daß keine Gefahr vorhanden sei, daß Sie erst vor wenigen Minuten das Bewußtsein verloren haben konnten. Wir brachten Sie heim, und nach einer halben Stunde schlugen Sie wieder die Augen auf. Wie glücklich der arme Filippo war! Er ist bis über die Ohren in Sie verliebt und hätte so gern ein Fräulein Ihrer Artigkeit erhalten. . . Haben Sie denn niemals die Bitte bemerkt, die er Ihnen zuwarf? Er hätte Sie so gern auf einer ererzlichen Regierung entappt! Zu denken, daß mir der Signor beinahe eine förmliche Liebeserklärung machte, um Ihre Gierigkeit zu erregen! Ein wahres Glück, daß ich solche Dinge nicht ernsthaft nehme. . .“

Man pochte an die Thür, die Gräfin eilte dorthin und schloß nach einigen Minuten Signor Filippo an der Hand in die Stube.

„Kommen Sie, kommen Sie, Signor,“ sie sieht Sie auch ein wenig, sie hat es mir anvertraut.“ schwahte die Gräfin.

Die Kranke fühlte, daß sich eine tiefe Röhre über ihre Wangen ergoß.

„Ist es wahr?“ fragte er.

Sie lächelte und sagte nichts.

„Das ist meine Geschichte,“ schloß meine Reisegefährtin.

Die arme Gesellschaftsfräulein wurde die Gattin des vornehmen Herrn Filippo. Aber Sie werden zugeben, mein Herr, daß die glückliche Wendung nur durch den Zufall herbeigeführt war. . . Wie leicht hätte das junge Mädchen ein nothes Grab in der Meerestiefe finden können. . . Hätte sie aber Armut nicht bedrückt, würde sie wohl keiner Nebenbuhlerin aus dem Wege gegangen sein. Und darum sage ich nochmals, die größte Gefahr bei gewissen Stellungen droht nicht den Männern, sondern den Frauen. . .“

Die Dame sprach die letzten Worte mit seltsam bewegter Stimme, so daß ich die Sprecherin schärfer in's Auge sah.

„Die Hauptsache ist der glückliche Ausgang des Romans,“ sagte ich lächelnd, „auf diesen habe ich das meiste Gewicht gelegt. . . Er freut mich auch in dem neuesten Falle — Ihrer Freundin wegen! . . .“

Der Zug hielt. Es war an einem kleinen Orte, Casarfa am Tagliamento.

Wir sind zur Stelle,“ sagte die Dame.

Und sie verließ mit ihrem Kammermädchen das Coupé. Natürlich war ich bei der Ausladung der Schachteln und Pakete wieder behilflich, wofür die Fremde wiederholt dankte. Dann verabschiedete sie sich mit einem bescheidenen Lächeln.

Ich blüete träumerisch der zierlichen Gestalt nach, welche zwischen den Delbäumen Casarfa's verschwand.

„Wer war die Dame?“ fragte ich den Schaffner, der sie ehrerbietig gegrüßt hatte.

„Die Marchese Giustiniani. Eine große Dame . . . Man sieht ihr nicht an, daß sie einmal eine Vorleserin oder dergleichen war . . . Der Herr Marchese hatte Geschmac.“

Ich nickte lächelnd mit dem Kopfe. Wenn ich seither meine Ansichten über das Loos armer Mädchen in untergeordneten Stellungen geändert habe, so dachte ich immer wieder an die schöne Marchese und daß es doch auch Glückliche unter vielen Unglücklichen giebt . . .

Der Fahnenträger.

Aus dem Französischen des Alphonse Daubet von Paul Vinsemann.

Auf einer Eisenbahnstation stand ein Regiment in Schlachtröhren und diente der ganzen preussischen Armee, die ihm gegenüber durch das Gehölz verdeckt aufgestellt war, als Zielscheibe. Man küßte sich gegenseitig auf 60 Meter Distanz. Die Offiziere kommandirten: „Rieder!“ Aber Niemand wollte gehorchen, und das stolze Regiment stand aufrecht, um seine Fahne geschaart. Die untergehende Sonne erleuchtete Weiden und Getreidefelder, die in Reihen standen. So glück diese in Rauch geschüllte Menschenmasse einer Herde, die auf offenem Felde vom ersten Wirbelwinde eines fürchterlichen Unwetters überfallen wird.

Und in der That: es hagelte Blei auf die Wägen. Man hörte nur das Knattern der Gewehre, das dumpfe Geräusch der Kugelgeheire, die in den Gräben rollten, und die Kugeln, welche von einem zum andern Ende des Schlachtfeldes vorbeischnitten und die ausgepannten Saiten eines dumpfdröhnenden Instruments.

Von Zeit zu Zeit schlug die Fahne, welche sich über den Köpfen erhob, vom Winde des Kugelregens bewegt, um in dem Rauche. Dann erhob sich eine ernste und stolze Stimme, welche den Kugelregen, das Tobesröcheln und die Flüche der Verwundeten überdünnte: „Zur Fahne meine Jungen, zur Fahne!“ Sogleich stürzt sich ein Offizier wie ein schlüchter Schatten in den rothen Nebel, und das heraufsteigende Zeichen, welches wieder lebend wurde, pfanzte sich noch einmal über dem Schlachtfelde auf.

Zweihundzwanzigmal sank sie! Zweihundzwanzigmal wurde ihr noch warmer Schweiß, während er einer sterbenden Hand entfalt, ergriffen und wieder aufgelegt.

Da schied die Sonne. Das, was vom Regiment noch übrig geblieben war — es war kaum eine Hand voll Menschen — zog sich zurück. Die Fahne war nur noch ein zerflossener Felsen in den Händen des Seganten Hornus. Er war an diesem Tage der dreihundzwanzigste Fahnenträger des Regiments.

Dieser Sergeant Hornus war ein alter Haudegen, der schon 21 Jahre gedient hatte. Kaum konnte er seinen Namen schreiben, und zwanzig Jahre hatte er gebraucht, um seine Unteroffiziersstellen zu bekommen.

Das ganze Leben eines Findelkinds, die ganze Vererbung des Kafenlebens hatten tief ihre Linien auf dieser niederen und energischen Stirn eingegraben. Seine Ausdruck war schablonenhaft wie der eines gemeinen Soldaten in Reih und Glied. Dazu flötete er ein wenig, aber ein Fahnenträger zu sein, das war seine Berufsamtspflicht nötig. Am Abend der Schlacht sagte ihm sein Oberst:

„Du hast die Fahne, mein Braver, behalte sie nun auch.“ Und auf seinen armen Soldatenrock, der arg vom Feuer mitgenommen war, nähte die Marktenderin die Goldbroschen des Unterleutnants.

Das war der einzige Stolz! Sonst hätte er nur Erniedrigungen erlitten. Sofort richtete sich der Körper des alten Soldaten empor. Dieser arme Kerl, der gewöhnt war, gebeugt zu marschieren, mit gesenkten Augen, hatte von nun an eine stolze Haltung, den Blick immer emporgerichtet, um zu sehen, wie der Seitenfegen flatterte, und ihn ganz gerade zu halten, ganz hoch, über Tod, Verrath und Mord. Ihr habt niemals einen so glücklichen Mann gesehen, wie Hornus an dem Schlachttage, als er mit beiden Händen den Schaft hielt, der in einem kupfernen Behälter steckte. Er sprach kein Wort, er bewegte sich nicht. Man hätte meinen können, er sei ein Priester, der etwas Heiliges in seinen Händen hält.

Sein ganzes Leben, seine ganze Stärke lag in den Händen, die sich um diesen schönen, goldenen Lappen krampften, auf den sich die Kugeln richteten.

Mit Verachtung sah er den Preußen ins Gesicht, als ob er sagen wollte: „Beruht doch zu kommen, um sie mir zu nehmen.“

Niemand versuchte es, nicht einmal der Tod. Nach Mars la Tour, nach Gravelotte, den blutigen Schlachten: die Fahne ging niemals verloren. Zerfissen war sie, zerfetzt, ein Loch neben dem andern, aber immer noch trug sie der alte Hornus.

Dann kam der September, die Armee lag in Metz eingeschlossen. Der lange Aufenthalt in dem Schmutz, wo die Kanonen einfielen, wo die besten Truppen der Welt, demoralisirt durch die Unthätigkeit, den Mangel an Lebensmitteln, an Nachrichten, an Fleber oder Lungenwelle, zu Füßen der Gewehrpfeilenden niederlanten! Weder Offiziere noch Mannschaften, Niemand hoffte mehr, nur Hornus hatte noch Vertrauen. Sein Tricolore-Fegen erlegte ihm

Alles, und so oft er daran dachte, schien es ihm, als ob er noch nichts verloren hätte.

Unglücklicherweise bewachte der Oberst, da man sich nicht mehr schlug, die Fahne in seinem Hause in einer der Vorkübe von Metz. Der tapfere Hornus dachte unaufhörlich an sie. Dann, als die Lungenwelle ihn sehr packte, ging er nach Metz ohne Aufenthalt. Und schon ihr Anblick, wie er sie ganz ruhig an die Mauer gelehnt sah, immer an demselben Platze, erfüllte ihn von Neuem mit Geduld und Muth. Zurückgekehrt unter sein naßes Felt träumte er von Schlachten und Vormärschen. Er sah, wie die Tricolore luftig über die preussischen Tranchéen flatterte . . .

Ein Tagesbefehl des Marschalls Bazaine stürzte diese Lustschlüßer ein. Eines Morgens sah Hornus, als er erwachte, das ganze Lager in Aufregung. Die Soldaten standen in Gruppen umher, ganz außer sich. Er hörte wüthendes Geheire, er sah Fäuste geballt, alle auf einen bestimmten Punkt gerichtet, als ob ihr Jörn Einen als Schuldigen bezeichnete. Man schrie: „Fort mit ihm. Schiebt ihn nieder!“ Und die Offiziere hörten es ruhig mit an. Sie gingen obelst mit geilenem Kopf, als ob sie sich vor ihren Leuten schämten. Es war schämlich, in der That. Man hatte doch 150 000 auf bewaffneten noch tüchtigen Soldaten den Befehl des Marschalls gesehen, welcher sie dem Feinde ohne Kampf überlieferte . . . „Und die Fahnen?“ fragte Hornus, indem er erbleichte. Die Fahnen werden ausgeliefert, ebenso die Gewehre und alles, was von der Ausrüstung übrig war. Alles!

„Sim . . . Himmel Donnerwetter.“ stammelte der arme Mann.

„Meine werden sie niemals bekommen.“ Und er machte sich auf den Weg nach der Stadt.

IV.

Auch da herrschte große Aufregung. Bürger, National- und Mobildgarben schrien, gestikulierten. Deputationen gingen vorüber, die sich unter Murren zum Marschall begaben.

Hornus sah nichts, hörte nichts. Er sprach vor sich hin, indem er nach der Vorstadt zielte.

„Mir meine Fahne nehmen! . . . Unsim! Ist so was möglich? Hat man dazu das Recht? Mag er doch den Preußen geben, was ihnen gehört, seine vergoldeten Knöpfe und sein schönes Silbergeschloß, das er aus Mexiko mitgebracht hat. Aber die Fahne, die gehört mir. Das ist meine Ehre. Ich lasse nicht daran rühren.“

Alles, was er sagte, war abgebrochen, infolge seines Laufens und seines Stotterns. Aber im Grunde dachte er sich doch was, der Alte.

Eine ganz klare Idee, nämlich: Die Fahne zu ergreifen, sie in der Mitte des Regiments zu tragen und den Preußen auf den Leib zu rüden mit allen Deden, die ihm folgen wollten. Als er drunten ankam, ließ man ihn nicht einmal vor. Der Oberst, der auch wüthend war, wollte Niemand sehen . . . aber Hornus ließ sich nicht so abfertigen. Er suchte, schrie, stieß mit dem Ellenbogen den Ordnung-Unteroffizier . . . „Meine Fahne, ich will meine Fahne.“ Endlich öffnete sich ein Fenster:

„Du bist es, Hornus?“

„Ja, Herr Oberst, ich.“

„Alle Fahnen sind in dem Arsenal. . . Du brauchst nur dorthin zu gehen, man wird Dir eine Quittung geben.“

„Eine Quittung? . . . Wozu das? . . .“

„Es ist der Befehl des Marschalls. . .“

„Aber, Herr Oberst. . .“

Der alte Hornus schwankte wie ein Betrunkener.

„Eine Quittung . . . eine Quittung. . .“ wiederholte er mechanisch. Endlich machte er sich wieder auf den Weg. Nur eine Sache begriff er; daß nämlich die Fahne im Arsenal war und daß er sie um jeden Preis wiedersehen mußte.

V.

Die Thüren des Arsenal's waren alle weit geöffnet, um die preussischen Munitionswagen passieren zu lassen, welche im Hof rangirt standen, einer neben dem andern. Hornus schauerte, als er eintrat. Alle andern Fahnenträger waren da, künzlig oder schlag Offiziere, mit Karben bedeckt, schwebend hinter den dunklen Wagen. Der Regen strömte herab. Die Männer standen dahinter mit entblößtem Kopfe. Es sah beinahe aus wie bei einem Begräbniß. In einem Winkel standen die Fahnen der Bazain'schen Armee, eine neben der andern, durcheinander auf dem schmutzigen Pflaster. Nichts trauriger zu sehen, als diese Fegen lichter Seide, diese Ueberbleibsel von Soldaten und kunstvoll verletzten Schäften, all diesen glotzelnden Schmutz am Boden liegend, beschmutzt vom Regen und Roth.

Ein Beamter der Militärverwaltung nahm sie eine nach der andern. Und beim Aufruf seines Regiments schritt jeder Fahnenträger vor, um seine Quittung zu holen. Ausdruckslos und unbeweglich überwahten zwei preussische Offiziere den Vorgang.

Und so ginget ihr dahin, ihr heiligen, ruhmvollen Fegen! Ihr zeiget eure Wunden! Traurig setzet ihr das Pflaster wie Biegel, deren Schwingen gebrochen sind.

So ginget ihr dahin! In euch waren die herrlichsten Erinnerungen besudelt, und jede von euch trug noch mit sich fort ein Stückchen Frankreich.

Die Sonne glücklicher Tage blies noch zwischen den verhoffenen Falten. In den Spuren der Kugeln bewahrte ihr das Andenken an unbekannte Tode, die zufällig unter der Fahne fielen, auf welche man zielte.

„Hornus, die Reize ist an Dir. . . Man ruft Dich. . . hole Deine Quittung. . .“

„Jawohl! Die Quittung war es, um die es sich handelte. Die Fahne war da vor ihm. Es war wohl die seine, die schönste, die veräummelteste von allen. Und als er sie wieder sah, glaubte er noch da oben auf dem Eisenbahnstamm zu sein. Er hörte noch die Ringel pfeifen, das Zerhacken der Rostlöcher und die Stimme des Obersten: „Zur Fahne, meine Jungen. . .“ Dann seine zweihundzwanzig Kameraden am Boden, und er als der dreihundzwanzigste sah sich auf sie stürzend, um sie emporzuhoben, die arme Fahne zu stützen, welche wollte, da es ihr an einem Arme gebrach. Ach! An dem Tage hatte er geschworen, sie bis zum Tode zu verteidigen. Und jetzt . . .

Als er darüber nachdachte, stieg all' sein Herzblut ihm zu Kopf. Wie ein Betrunkener stürzte er sich rasend auf den preussischen Offizier, entriß ihm das heißgeliebte Feldzeichen und ergriß es mit beiden Händen. Dann versuchte er noch, sie emporzuhoben, ganz hoch, ganz gerade, indem er schrie: „Zur Fahne. . .“ aber seine Stimme erstikte in der Kehle. Er schloß noch den Gieß- zittern, seinen Händen entgleiten. In dieser erstickenden Luft, diesem Todesbroden, der so schwer auf den Städten lagert, die übergeben sind, können die Fahnen nicht halten. Alles, was stolz ist, kann nicht mehr leben. Und wie vom Blige getroffen, sank der alte Hornus entsezt zu Boden.

Räthsel. *)

Räthsel.

Gar oft heißt man es recht gehen;
Wenn man im Kleinen fängt an;
Doch mir hilft's nichts, bei meiner Seele,
Daß ich auch tadeln mich emfiele.
Mit großem Anfang bin ich froh,
Die hier und da recht gern gehu:
Nur darf man nicht das Ohr dran bringen,
Sonst wird's eins von den schlimmen Dingen.

Zwei Sinnen, wunderbar vereint,
Sind ewig gramlich, ewig feind:
Ein Hand ist, das die Weiden hält,
Sie stehen sich von Welt zu Welt.
Und dennoch, wenn die Erde plagt,
Wollt sie die Zweite von uns jagt,
Der faucht das Ganze gern sich an,
Daß er der Erste werden kann,
Bis wiederum nach kurzer Zeit
Die Zweite sieget weit und breit.

Es giebt in Frankreich eine Frau,
Die, mag man sie auch schwärzlich lehn,
Froschem verleiht sich ganz genau
In jeder Zeit dasüßliche Wein.
In Deutschland, wo sie auch einwar,
Ist sie jetzt ihres Dientes bair.

Ein brauner Bräutigam vom Mohrenlande,
Geheut in der Zeit der ersten Jahre,
Gewandt wie weiß von welcher Bande,
Und abgetaucht wie feines Gut.

Durchzieht die Wüste auf Ramelein,
Hält Aenss' Raft im kühlen Zeit,
Und hört im bunten Kreis erzählen
Die schönsten Märchen von der Welt.

Bekannt wird er am Meeresstrand,
Man schiffet ihn ein, man löst ihn aus;
Nun gründet er im fernsten Bande
Sich einen Thron in jedem Saal.

Die Feuer- und die Wasserprobe
Nicht er bestehn, der alte Mejer;
Doch wie es siehe, wie es laße,
Um ihn — er geht gekleidt hervor.

Hell ihm! Denn schon ist sie gefunden,
Die ganz' sie Nymphen, weiß von Haut,
Und durch ein süßes Band verbunden
Wird ihm die anbruchslose Braut.

Schon steigen in des Bräutigams Namen
Wohlbriehige um sein silbernen Dach
Und locken stehlich Herrn und Damen
Zum Feit in's duntige Gemach.

Was zu sein nicht stemet dem Mann,
Feit' ich durch mein Wort Dir an;
Wirt das erste Reichen wea,
Eine Pfanne stellt Du dann,
Die bei Fronten weilt und breit
Sich des besten Nuss erfreut.

Man sieht uns Brüder stets zu Zwell'n
In ebem Bettstret wandern;
Denn Feber will der Erde sein.
Doch kann er ohn den Andern
Nicht fort und wartet lange Feit,
Bis Feber wieder bei ihm ist.

Wirt ihn wohl auch ein Stück voran,
Und überholt ihn rasch sodann,
Und kommen müde sie nach Haus,
Dann werden sich die beiden Brüder
Einträchtig auf das Lager nieder,
Und rufen sich zusammen aus:

Nur sind die Weiden stumm und stund;
Zuweilen trigt wohl Eines Augen,
Die aber nicht um Sehen laugen,
Und ihm nur höchst behaglich find.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntagsnummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns richtige Lösungen einlenden, werden veröffentlicht.

Aufösungen der Räthsel aus letzter Sonntagsnummer:

Auflösung des 1. Räthsel's: Alter Käse.

Auflösung des 2. Räthsel's: Begeben.

Auflösung des 3. Räthsel's: Feine, Seine, Meine.

Richtig. Lösungen: 2 und 3: Robert Kluge, 2 und 3: Hans Hartje, 2 und 3: Ernst Schaefer, 3: A. W.

*) Nachdruck verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fikler.